

Ende der Utopie

Michael Krügers Gedichte "Reginapoly"

Aus der ZEIT Nr. 28/1976 2. Juli 1976, 8:00 Uhr

Von Georg Jappe

Das Buch lag schon länger auf meinem Tisch. Der plakative Titel, der Umschlag mit dem kitschigen Wolkenbild unter verunglückter Schrift, eine Probelektüre beim Durchblättern, die den Eindruck auseinandergezogenen Feuilletons hinterließ – ein Schreibtisch hat viele Depotplätze für das, was einen nicht spontan reizt.

Dann erschien in der Mainummer des "Merkur" von Michael Krüger [<https://www.zeit.de/thema/michael-krueger>]: "Diderots Katze – Photographien von Gabriele Lorenzer". Ein merkwürdiges Gedicht; eine sensorische Empfindlichkeit auf der Schwelle zwischen Zurücknahme und Ausbruch, mehr ausflimmernd als ausstrahlend; Erinnerungen an Kavafis, Brinkmann, Jürgen Becker, mehr reflektierend als evozierend. Ineinandergeschobene Raumtiefen: Historie, Einfühlung in Diderots Denkungsart außerhalb der Geschichtsbücher, das "reale" Verhalten der Katze, der Fensterrahmen, in dem sich das alles abspielt, und dieser wiederum eine Photographie – freilich ohne die Klarheit Magrittes, keine festen Konturen, ein Abschraffieren eher, bald nervös, bald detailpräzis, etwas undiszipliniert. Fast Prosa, der Rhythmus. Der Gedankengang sehr verringelt, fast geschwätzig im Duktus, zumindest narrativ, zum Kommentieren neigend, welches die literarische Krankheit zum Tode ist. Aber: ein Stilleben immer in Fluß, und der hält plötzlich an, wird ein bildloses Bild ("Es ist Sonntagnachmittag, / eine gute Zeit, / sich an Gefühle zu erinnern; / es ist kalt in Paris / und sehr still; / Diderot spürt, wie schwer es ist, / seine Erfahrungen in Sicherheit zu bringen.") Und dann wieder hebt das Spiel der Vertauschungen an, wo Belanglosigkeiten bedeutungsvoll werden (etwa: zum Fenster gehen) und Aussagen kläglich blaß (nur sollte man dann nicht, auch noch umständlich, auf Pointe hin bauen).

Nach diesen gleichermaßen faszinierenden und irritierenden drei Seiten im "Merkur" nahm ich mir sofort den Band vor –

Michael Krüger: "Reginapoly", Gedichte; Hanser Verlag, München, 1976; 79 S., 12,80 DM

und es wurde eine intensive Tageslektüre. Alle genannten Merkmale traten darin wieder auf, verschärft. Wenn Kritik mehr ist als inhaltlicher Rapport, nämlich auch Stilreflektierung, dann ist hier ein distanzierteres Parlando, das den Faden durch persönliche Seitenblicke verliert und wieder aufnimmt, angemessen.

Michael Krüger, Jahrgang 1943, Lektor bei Hanser, erster Gedichtband, Mitherausgeber von "Tintenfisch" und anderen Anthologien: keine sehr aufregenden Fakten – um so besser. Die Einleitung ist auch nicht sehr aufregend. "Widmung" und "Vorgedicht" muten wie privates Prosagekritzel an, wie Lockerungsübungen, Tagebuchnotizen in Zeilen abzusetzen; ausprobiert werden vornehmlich Erzählerprobleme, wie ich, du, er, sie ineinanderzuschieben sind; und die Abfolge von Bemerkungen liefert eine nicht übermäßig originäre Poetik, Husch-Husch-Reflexionen eher über die Debatten, wie Literatur zu sein habe.

Auch das mehrteilige Titelgedicht wartet, zunächst, mit erzählerischem, fast wendigem Gestus auf, Innenvorgänge nicht aus sich heraus, sondern im Rückblick von außen schildernd, der mehrmalige Ansatz: *"Du mußt dir das so vorstellen"* ist nicht gerade eine lyrische Methode, und wo Metaphern versucht werden, bekommt man Stanzware (*"die flüsternde Sprache des Rauchs"*).

Plötzlich aber wird man zwischen lauter Parenthesen und Weitschweifigkeiten jäh in die *"hoffnungslose Ordnung"* eines Zimmers am Morgen versetzt, und jäh erkennt man, all die Theorie vorher war ein Trip, Erinnerung an eine lange Reise – eine Utopie gelebt zu haben, wird bewußt erst im Augenblick, da sie zusammenbricht in einer nüchternen, am Morgen überdauernden Ordnung der Dinge.

Das Erwachen an einem miesen Morgenrauen ist das eine Hauptmotiv Krügers. *"Die Erfahrungen / liegen achtlos verstreut zwischen den Dingen Das andere ist eine fast noch warme Resignation. "Wann ist das passiert? Seit wann / gibt es diese Unempfindlichkeit, als gäbe es / nichts mehr zu sehen, zu machen, seit wann / ist der bloße Anblick von Leuten ermüdend." Oder: "Resignative Theorien, / dachte ich, haben auch ihr Gutes: / sie werfen lange Schatten, in denen / man sich ausruhen kann."*

Die Hamburger Kunsthalle hat einmal eine Ausstellung gemacht, in der jedes Jahr unseres Jahrhunderts durch ein Bild dargestellt war. Sollte es einmal eine solche Anthologie geben, so wüßte ich für dieses Jahr hier und jetzt keinen eindrucksvolleren Beleg als "Eine Einladung" und "Wie es so geht". Die verratene Generation, in negativer Nostalgie überlebend, im Bewußtsein, daß selbst das Gras vor der Veranda nur Abbild ist von einem Original in

Amsterdam, und *"Im Museum, ungeschützt, / die schüchternen Ambitionen vergangener Jahre: / jedem wird plötzlich sonnenklar, woran die Geschichte zerbrach."*

Die sprachlose Grundstimmung der heute Dreißigjährigen, getarnt unter so sanfter wie undurchlässiger Melancholie, kommt in diesen beiden Gedichten zur Sprache.

Ein Autor hat das Recht, an seinen besten Sachen gemessen zu werden. Gemessen an der Fähigkeit, ein südliches Haus im Winter nicht durch feste Bilder zu fixieren, sondern durch kleine Geschehnisse aufzuspüren, gemessen an der Absicht, alle Kristallisation aufzulösen durch ungewöhnlich viele Verben, durch Bewegung, gerät die zweite Hälfte des Bandes zu einer naturalistischen Reproduktion zerfaserter Gespräche. Das An- und Ausdiskutieren, das Kreiseln um sich selbst, das unentschiedene Hin und Her, das Reden, das Reden – symptomatische Intellektuellen-Nächte, aber eben nur das, trotz (und wegen) eines ganzen Repertoires von Distanzierungs-Attitüden (das ständig vorgeschobene *"sagt sie"* einer imaginären Freundin, nachrevolutionäre Muse quasi, geht einem langsam auf den Nerv). Aus lauter Achtung auf Distanz gerät vieles, das Michael Krüger zunächst in der Hand hat als direkte Erfahrung, beim Weiterspinnen außer Reichweite. Dieses Weiterspinnen ist überhaupt seine Gefahr, selten, bekommt es etwas Drängendes, meist wird es nur verwickelter und dünner.

Prosa wäre hier triftiger gewesen. Zumal dem sehr hellhörigen Satzbau der Versbau nur übergestülpt ist und außer gefälligen bis manierierten Enjambements wenig erbringt. Und man muß äußerst leichtfüßig lesen; wenn man laut liest, tauchen schwerfällige Katarakte auf, denen semantisch nichts entspricht, man muß die Gedichte murmeln, Silben unterschlagen, um im Atem zu bleiben.

Wichtig aber: hier wird nicht "ein neuer Ton" gesucht, sondern ein neues Sprechen. Ein Parlando, das auf eine Art essayistischen Stenographierens noch verzichten müßte. Wogegen es angeht, sagt das Schlußwort: *"Vieles reimt sich wieder, / was uns vor ein paar Jahren / wie ein Versprecher vorkam."*